

Ignatius von Loyola

Die Exerzitien
Geistliche Übungen und
Tagebucheinträge

Aus dem Spanischen von
Ferdinand Weinhandl

Mit einem Essay von
László F. Földényi



Matthes & Seitz Berlin

Inhalt

László F. Földényi

Im Banne des authentischen Lebens 7

Ignatius von Loyola

Die Exerzitien 29

Aus dem Geistlichen Tagebuch 181

Pilgerbericht 199

Anhang

Über Ignatius von Loyolas Leben und Werk 235

Papst Paulus III. (1548) 237

René Schickele (1910) 241

Franz Blei (1911) 253

Ferdinand Weinhandl (1940) 268

Ernst Bloch (1967) 287

Georges Bataille (1967) 288

Roland Barthes (1974) 290

Im Banne des authentischen Lebens

László F. Földényi

»Und gehet, sagt J. Böhme, unser ganzes Lehren dahin, dass und wie man das von der Ewigkeit abgekehrte und in dieser Abkehrung vergiftete Leben dahin bringe, dass es mit seiner Begierde wieder in der Ewigkeit Wesen als in das in ihm Verslossene eingehe.«

Franz von Baader, *Fermenta cognitionis*

»Einmal wohnte ich eine ganze Woche im Uttewalder Grund zwischen Felsen und Tannen, und in dieser ganzen Zeit traf ich keinen einzigen lebenden Menschen; es ist wahr, diese Methode rate ich niemandem – auch für mich war das schon zu viel.«

Caspar David Friedrich, Brief an
Wassili A. Schukowski, am 23. Juni 1821

Die großen Kathedralen entstanden nicht von einem Tag auf den anderen. Sie sind das Ergebnis der Arbeit von Jahren, Jahrzehnten oder gar Jahrhunderten. Diejenigen, die die Grundsteine gelegt hatten, bekamen das vollendete Werk nicht mehr zu sehen; denjenigen, die die Schlusssteine zuhauten, blieb hingegen die Gründung für immer verborgen. Die Generationen dazwischen waren wiederum Gefangene der Details und verschwanden spurlos, um von den

vielen Toten, die im Lauf der Zeit von den Gerüsten stürzten oder von herabfallenden Steinen erschlagen wurden, gar nicht zu reden. Und doch erweckt das fertige Werk, und mag beim Bau noch so viel Zeit verstrichen sein, den Eindruck, als sei es von vornherein in seiner endgültigen Gestalt auf seinen Platz gestellt worden, in einem einzigen Augenblick, bewirkt durch einen großen WILLEN, der nur FIAT! gerufen hat und dabei Raum und Zeit überwand.

Den Eindruck einer Kathedrale erwecken auch Ignatius von Loyolas *Exerzitien*. Ihr Eröffnungssatz ist der erste Spatenstich zur Vorbereitung der Gründung, ihr letzter Satz bildet den Schlussstein. Und das Werk entsteht Schritt für Schritt mit ingenieurmäßiger Logik und Konsequenz, man sieht ihm nicht an, wie viel geistige Arbeit und seelische Anstrengung zu seiner Entstehung vonnöten waren. Denn Ignatius hat sein Werk gewiss durchlitten. Um es schreiben zu können, musste er die tiefsten Abgründe seelischer Verlorenheit genauso durchleben wie die nicht minder schweren und erschöpfenden Momente der Ekstase. Der kampfgeprobte, nach militärischen Ehren verlangende, den Freuden des Lebens frönende junge Mann wurde 1521, im Alter von dreißig Jahren, bei der Belagerung von Pamplona schwer verwundet und bat im Krankenhaus um etwas zu lesen. In seiner Autobiografie erinnert er sich – von sich in der dritten Person Singular schreibend – wie folgt: »Da er auf die Lektüre von Büchern mit weltlichem

und erfundenem Inhalt schon immer versessen war [diesbezüglich ähnelte er übrigens der jungen Heiligen Teresa von Ávila] – man nennt sie gewöhnlich Ritterromane – und da er sich nun gesund genug fühlte, bat er um einige solcher Bücher, um sich damit die Zeit zu vertreiben. Jedoch fand sich in jenem Haus nichts von seiner üblichen Lektüre. Deshalb gab man ihm ein Leben Christi und eine Sammlung von Heiligenleben in spanischer Sprache.«¹ Infolge seiner ritterlichen Erziehung und adeligen Herkunft drehten sich seine Gedanken aber nicht nur um Christus, sondern auch um eine scheinbar unzugängliche Dame (vermutlich Germaine de Foix, die Königin von Navarra, deren Knappe er früher war). »Er stellte sich nämlich vor, was er im Dienst einer Dame zu tun habe, wie er es anstellen könne, um an ihren Aufenthaltsort zu gelangen, was für schöne Verse und welche Worte er zu ihr sagen werde und was für Waffentaten er in ihrem Dienst vollbringen wolle. So ganz hingeeben war er an diese Vorstellung, dass er gar nicht darauf achtete, wie unmöglich ihre Verwirklichung war. Denn die Dame war nicht von gewöhnlichem Adel oder bloß Gräfin oder Herzogin, sondern ihr Stand war viel höher als all dieses.«² Doch während er seine Tage im Banne der Unzugänglichen verbrachte, wurde er auf etwas

1 Ignatius de Loyola, *Der Bericht des Pilgers*, Eintrag 5.

2 Ebd., Eintrag 6.

Merkwürdiges aufmerksam: »Wenn er sich mit weltlichen Gedanken beschäftigte, hatte er zwar großen Gefallen daran; wenn er aber dann, müde geworden, davon abließ, fand er sich wie ausgetrocknet und mißgestimmt. Wenn er jedoch daran dachte, barfuß nach Jerusalem zu gehen und nur noch wilde Kräuter zu essen und alle andern Kasteiungen auf sich zu nehmen, die, wie er las, die Heiligen auf sich genommen hatten, da erfüllte ihn nicht bloß Trost, solange er sich in solchen Gedanken erging, sondern er blieb zufrieden und froh, auch nachdem er von ihnen abgelassen hatte.«³ So wurde die Dame aus Fleisch und Blut allmählich vom Ideal des Ewig-Weiblichen abgelöst, was Ignatius aber alles andere als leicht fiel: Wie die *Exerzitien* zeigen werden, musste er dazu alle Abgründe der inneren Zerrissenheit überwinden.

So nahm der lange, mühsame Prozess der Bekehrung seinen Anfang. Aus dem Krankenhaus entlassen, machte er sich auf den Weg nach Montserrat, um in den Dienst Gottes einzutreten, und verhielt sich dennoch nach wie vor so, wie es später der in Dulcinea verliebte Don Quijote tun wird: »Da sein ganzer Sinn noch von jenen Geschichten des Amadís de Gaula und anderer Romane dieser Art erfüllt war, kamen ihm einige ähnliche Gedanken. Daher beschloß er, eine ganze Nacht lang vor dem Altar

3 Ebd., Eintrag 8.

Unserer Lieben Frau vom Montserrat in seinen Waffen Wache zu halten, ohne sich niederzusetzen oder hinzulegen, teils aufrechtstehend, teils kniend.«⁴ Von seiner Krankheit noch nicht genesen, rang Ignatius, wie es eines Ritters würdig ist, um einen höheren Glauben, und es kam zu jenem Erlebnis, das als »mystischer Augenblick« bezeichnet werden kann. Denn nahe Manresa führte sein Weg zur Kirche den »Fluss entlang. In Andacht versunken, ging er so dahin und setzte sich eine kleine Weile nieder mit dem Blick auf den Fluß, der tief unten dahinfloß. Wie er nun so dasaß, begannen die Augen seines Verstandes sich ihm zu eröffnen. Nicht als ob er irgendeine Erscheinung gesehen hätte, sondern es wurde ihm das Verständnis und die Erkenntnis vieler Dinge über das geistliche Leben sowohl wie auch über die Wahrheiten des Glaubens und über das menschliche Wissen geschenkt. Dies war von einer so großen Erleuchtung begleitet, daß ihm alles in neuem Licht erschien. Und das, was er damals erkannte, läßt sich nicht in Einzelheiten darstellen, obgleich es deren sehr viele waren. Nur daß er eine große Klarheit in seinem Verstand empfing.«⁵ Noch Jahrzehnte später, am Ende seines Lebens, bekundet er, dass dieses Erlebnis ihm mehr gegeben habe als all die Hilfe, die er in zweiundsechzig Jahren von Gott erhalten hatte. »Dieses

4 Ebd., Eintrag 17.

5 Ebd., Eintrag 30.

Ereignis war so nachdrücklich, daß sein Geist wie ganz erleuchtet blieb. Und es war ihm, als sei er ein anderer Mensch geworden und habe einen anderen Verstand erhalten, als er früher besaß.«⁶

Obwohl Ignatius dieses Erlebnis in den *Exerzizien* kein einziges Mal erwähnt, spricht alles dafür, dass es wohl den Kern des Buches bildete, jene zentripetale Kraft, die ihm seine endgültige Form verlieh, in den er vermutlich auch viel von seinen bereits früher entstandenen Notizen einarbeitete, die sich auf mindestens dreihundert eng beschriebene Seiten belaufen: »Er habe die Geistlichen Übungen nicht in einem Zug niedergeschrieben, sondern zunächst nur einige Punkte, die er in seinem Innern beobachtete und die er nutzbringend fand. Er habe geglaubt, sie könnten auch für andere Menschen von Nutzen sein, und daher habe er sie zu Papier gebracht.«⁷ Fünf Jahre später, 1526, muss das Werk bereits fertig gewesen sein, denn Ignatius wurde in Alcalá wegen der Neuartigkeit seiner Schrift von der Inquisition in Untersuchungshaft genommen. (Auch später in Paris wurde das Werk von der Inquisition begutachtet, wo ihm allerdings Lob zuteilwird.) 1527 prüften wohl auch die Kirchenbehörden in Salamanca das bereits fertige Manuskript, das aber nicht erhalten geblieben ist. Es existiert eine Kopie des Originaltextes auf Spanisch vom Anfang der 1530er Jahre, der von Ig-

6 Ebd.

7 Ebd., Eintrag 99.

natus durchgesehen und vermutlich auch genehmigt wurde. 1534 entstand die erste von Ignatius autorisierte Übersetzung auf Lateinisch. 1546 wird der Autor erneut Verfolgungen ausgesetzt, worauf der Herzog von Gandía, der spätere heilige Franz von Borja, ihm nahelegt, sich zwecks Genehmigung des Werkes an den Papst zu wenden. 1548 werden die *Exerzitien*, deren Verfasser zu jenem Zeitpunkt bereits seit acht Jahren der Generaloberer der von ihm selbst gegründeten Societas Jesu, des Jesuitenordens, war, von Paul III. genehmigt. Um diese Zeit, 1548, erschien es auch zum ersten Mal in Druck – wenn auch nicht in seiner Originalsprache, auf Spanisch, sondern in lateinischer Übersetzung.

»Non coerceri a maximo, contineri tamen a minimo divinum est.« Diesen Satz stellte Hölderlin 1797 als Motto an den Anfang von *Hyperion oder Der Eremit in Griechenland*, ohne die Quelle anzugeben. Doch drei Jahre zuvor, 1794, als er in Schillers *Thalia* das *Fragment von Hyperion* veröffentlicht hatte, hatte er den Satz in seiner Einleitung als »Sentenz in der Grabschrift des Loyola« zitiert. Auf Loyolas Grab in Il Gesù in Rom sucht man allerdings vergeblich nach einer solchen Aufschrift. Erst 1947 löste der Theologe Hugo Rahner das Rätsel: Flandrische Jesuiten hatten 1640 einen Band zur Erinnerung an Ignatius zusammengestellt, und darin war der Satz enthalten.

»Nicht vom Größten beherrscht zu werden, sich jedoch vom Kleinsten begrenzen zu lassen, ist göttlich.« Diesen Satz hätte auch Ignatius zum Motto seines Buches wählen können. Dieses entsprang einer tiefen, seelischen Krise. Lange hatte Ignatius zwischen Selbsthass und Schwärmerei für Christus geschwankt, mal langweilten ihn die seelischen Dinge, war er nicht einmal fähig zu beten, dann wiederum schienen sie ihm alle Traurigkeit von den Schultern zu nehmen, in diesen Momenten fühlte er sich unendlich frei. Derart ständig hin- und hergerissen vermochte er allerdings so wenig seinen Frieden zu finden, dass in Manresa »in dieser Seelenverfassung [...] ihm oftmals gar heftige Versuchungen [kamen], sich durch ein großes Loch, das im Boden der Zelle war, in die Tiefe zu stürzen«.⁸ Man kann die *Exerzitien* sogar als etwas lesen, das zum Zweck der Selbsttherapie geschrieben wurde: Ignatius wollte im Grunde sein eigenes Leben in Ordnung bringen, sich von dem seelischen Chaos befreien, das ihn nach seiner Verwundung befallen hatte.

Gewiss hatte er auch schon vor seinem »mystischen Erlebnis« am Flussufer von Manresa Balsam für seine innere Zerrissenheit gefunden. Als er verwundet im Bett lag, bedeutete es für ihn den größten Trost, »den Himmel und die Sterne zu schauen«, was er sehr häufig und jeweils lange Zeit hindurch tat.⁹

8 Ebd., Eintrag 24.

9 Ebd., Eintrag 11.

Die Unendlichkeit des Sternenalls konfrontierte ihn mit der unendlichen Kleinheit seines eigenen menschlichen Seins. Das Unendliche war für ihn nicht etwas, das jenseits von ihm war, ein neutrales Objekt seiner Betrachtung, sondern etwas, dessen Teil er selbst war. Erlebnishaft wird das Unendliche dann, wenn man akzeptiert, dass man ein Teil der Allheit und das eigene Dasein fast nichts ist. Das ist der glühende Kern der mystischen Erfahrung. In Manresa wurde Ignatius bewusst, dass das Dasein des Menschen nicht auf das reduziert werden kann, was ihn von seiner Geburt bis zu seinem Tod umfasst. Das Leben ist eingebettet in ein größeres Unbekanntes, das Nietzsche später als *terra incognita* bezeichnen wird. Als Ignatius sich in Manresa vor einem Kruzifix zu Boden warf, ähnelte er vermutlich Nietzsche am Ufer des Sees von Silvaplana. Dort am Seeufer, beim Anblick eines riesigen Felsens, an dem ihn seine täglichen Spaziergänge vorbeiführten, kam ihm der Gedanke der »Ewigen Wiederkunft«. Im August 1881 notierte er auf einem Blatt: »›6000 Fuß jenseits von Mensch und Zeit‹. Ich gieng an jenem Tage am See von Silvaplana durch die Wälder; bei einem mächtigen pyramidal aufgethürmten Block unweit Surlei machte ich Halt. Da kam mir dieser Gedanke.«¹⁰

10 Friedrich Nietzsche, *Ecce homo*, in: *Sämtliche Werke*, Bd. 6, hg. v. Giorgio Colli u. Mazzino Montinari, München 1980, S. 335.

Nietzsche wurde durch das »mystische Erlebnis« genauso aus der Zeit herausgeschleudert wie Ignatius – und viele andere große Gestalten der europäischen Mystik. Ihnen allen gemeinsam ist, dass sie aus sich heraustretend (die wörtliche Bedeutung von Ekstase) über das Ich hinausgingen und sich dem sogenannten Selbst annäherten. Was ist das Selbst? Hier bieten sich Nietzsches Worte an: »Werk- und Spielzeuge sind Sinn und Geist: Hinter ihnen liegt noch das Selbst. Das Selbst sucht auch mit den Augen der Sinne, es horcht auch mit den Ohren des Geistes ... Es herrscht und ist auch des Ich's Beherrscher. Hinter deinen Gedanken und Gefühlen ... steht ein mächtiger Gebieter, ein unbekannter Weiser, die terra incognita – der heißt Selbst.«¹¹ Bei Franz Rosenzweig heißt es später: »Das Selbst ... stellt sich ... unmittelbar dem Gott gegenüber.«¹²

Auch Ignatius mochte in Manresa das Gefühl gehabt haben, Gott selbst gegenüberzustehen. Sein mystisches Erlebnis weckte in ihm das Gefühl, seine unendliche Kleinheit und seine grenzenlose Größe seien voneinander nicht zu unterscheiden. Die *Exerzitien* lassen sich auch als ein Wegweiser lesen, der in sämtlichen Erscheinungen des sinnlichen, diesseitigen

11 Friedrich Nietzsche, *Also sprach Zarathustra*, in: *Sämtliche Werke*, Bd. 4, hg. v. Giorgio Colli u. Mazzino Montinari, München 1980, S. 39–40.

12 Franz Rosenzweig, *Der Stern der Erlösung*, Frankfurt am Main 1988, S. 78.

Lebens das übersinnliche, jenseitige Sein spürbar machen will. Die große Frage des Buches lautet: Wie kann man sich so über das Leben erheben, dass man dennoch auch akzeptiert, dass es das einzige Leben ist, das einem gegeben ist? Auf diese Frage suchte Ignatius eine Antwort. Ihre außergewöhnlich große Wirkung entfalteten die *Exerzitien* dadurch, dass ihr Schöpfer das weltliche Leben als natürlichen Zustand und Seinsbedingung akzeptierte und seine Grenzen dennoch zu erweitern versuchte. Wie unzählige seiner Vorgänger und Nachfolger in der europäischen Kultur beschäftigte Ignatius die Frage: Was umfasst das weltliche Leben, worin ist es eingebettet? Was geht der Geburt voraus und folgt auf den Tod? Man hat dafür viele Bezeichnungen geprägt. Plotin nannte es das vollendete Eine, für die Gnostiker war es das Unnennbare, für Damaskios das Unsagbare, für Dionysius Areopagita das Überseiende, für Meister Eckhart das Lautere Wesen, für Johannes Tauler die Unaussprechliche Verborgtheit, für den heiligen Johannes vom Kreuz eine Generation nach Ignatius die Dunkle Nacht der Seele, später für Jakob Böhme war es der Ungrund, für Schelling die Weltseele, während im 20. Jahrhundert Rudolf Otto, Roger Caillois oder Mircea Eliade auch unter Berücksichtigung der außereuropäischen Religionen den Begriff des paradoxen Heiligen entwickelten, und Heidegger wiederum vom Sein schrieb, ja im Alter sogar diese Bezeichnung als unbefriedigend empfand und sie durchgestrichen schrieb: ~~SEIN~~.

Auch Ignatius rang darum, das Unaussprechliche in die Sphäre der menschlichen Erfahrungen einzubeziehen und die Horizonte des menschlichen Schicksals auf diese Weise zu erweitern. Ihm stand der christliche Mythos zur Verfügung, in dessen Sprache suchte er nach der Lösung, wobei er nicht nur den Christen half, eine Antwort zu finden, sondern allen, die die erwähnte ewige Frage beschäftigte. Er suchte das »jenseitige« Unendliche »innerhalb« des weltlichen Lebens und stellte seine Leser damit vor eine Schicksalsaufgabe: das Unendliche in sich selbst zu entdecken. Der Mensch, sagt er, will Christus ähnlich werden, Christus ist aber auch im Menschen verborgen, man muss ihn nur finden. Nicht nach einem äußeren, sondern nach einem inneren Bild muss man sich richten. Ignatius strebte nach dem gleichen Ziel, nach dem später auch Nietzsche streben wird: jenem idealen, inneren Ich, das dieser als das Selbst bezeichnen wird. Für Ignatius ist es Christus. Den Weg dahin führen die *Exerzitien* vor Augen, aber so dass ihn der Leser auch in der Praxis begehen muss. Von seiner Entscheidung hängt es ab, ob er diesen Weg betritt oder nicht. Bleibt er bloß ein Leser, wird er Christus verfehlen.

Ignatius' Buch trennt die Gnade Gottes und den freien Willen sowie das Handeln des Menschen nicht voneinander. Dieses Paradox macht ihn so besonders: Grundsätzlich erleidet der Mensch die Gnade (erhält sie von außen), dennoch kann er nicht daran teilhaben, wenn er nicht aktiv danach strebt. Am Ende

seines Buches, gleichsam als Schlusswort, betont Ignatius noch einmal, wir dürften »nicht so häufig und so nachdrucksvoll von der Gnade sprechen, daß dadurch das Gift der falschen Lehre erzeugt würde, welche die Freiheit des Willens aufhebt«. Man müsse aufpassen, dass bei der Lobpreisung Gottes der freie Wille keinen Schaden erleide oder gar ignoriert werde. Deshalb betont Ignatius stets die Aktivität, die individuellen Entscheidungen. Die *Exerzitien* sind keine *theoretische* Schrift, sondern ein Handbuch für die *Praxis*. Die wesentlichste Aussage des Buches besteht darin, dass es nicht auf die passive Liebe zu Gott ankommt, sondern auf die Frage, wie man handeln, sich verhalten soll, um zu Gott zu gelangen. In heutiger Sprache ausgedrückt: wie man das Unbekannte, das dem weltlichen Leben vorausgeht und darauf folgt, schon in diesem Leben erlebnishaft erfahren kann. Kein Wunder, dass das alles der Inquisition anfangs verdächtig vorkam.

Wie soll das Individuum sein Schicksal gestalten, sein Leben vervollkommen? Das Neue an Ignatius' Buch besteht darin, dass man Gott nicht in einem »allgemeinen« Sinn gehorchen muss, sondern dass jeder seinen eigenen Neigungen, Instinkten, seiner eigenen Psychologie entsprechend jenen individuellen Weg finden muss, der nur für ihn da ist und mit dem von niemand anderem verwechselt werden kann. Ignatius empfiehlt dazu auch Methoden anderer Kulturen. Die Art, wie er zum Beispiel das Beten mit dem Atmen

und dessen Regelung verbindet, knüpft ausdrücklich an die Praxis fernöstlicher Religionen an. Im Zusammenhang damit schrieb Georges Bataille in seinem Buch *Die innere Erfahrung*, »der Atem ist die einzige Bewegung, die in die Innerlichkeit führt. Indem die Hindus langanhaltend, ruhig und vielleicht lautlos ein- und ausatmen, haben sie nicht zu Unrecht dem Atem eine Macht gegeben, die zwar nicht die ist, die sie vermeint haben, die aber dennoch die Geheimnisse des Herzens erschließt«. ¹³ Auch Ignatius' Ratschläge bezüglich des Trinkens und des Essens zielen darauf ab, dass man sich von seelischen Unordnungen befreit. Man solle nicht den Körper verleugnen, verkündet er, sondern durch Akzeptanz seiner Funktionsweise in die Rätsel des Herzens eindringen. Ohne die Physik des Körpers gibt es auch keine Metaphysik.

Das Individuum muss stets bestrebt sein, bei seinen Entscheidungen sein eigenes Ich in Einklang zu bringen mit dem, was jenseits des Ichs ist (das Selbst). Welche Speisen einem schmecken, welche Düfte einem lieb sind, welche persönlichen Präferenzen man hat, sind körperliche Gegebenheiten. Diese gilt es aber nicht zu unterdrücken, sondern nutzbar zu machen und in die Heilssuche einzubinden. Den Sinnen kommt bei den Exerzitien eine genauso wichtige Rolle zu wie den Gefühlen, die während der Übungen in

13 Georges Bataille, *Die innere Erfahrung*, München 1999, S. 31.

einem entstehen: Freude, Trauer, seelischer Kampf, Niedergeschlagenheit und so weiter. Man muss auch die Trostlosigkeit, also das Eingesperrtsein in das weltliche Leben («Verfinsterung der Seele, Verwirrung in ihr, Zug zu niedrigen und irdischen Dingen») erfahren, um Trost zu erlangen. Trost ohne Trostlosigkeit gibt es genauso wenig wie es Licht ohne Dunkelheit gibt. (Aufgrund dessen stellte der Kunsthistoriker Walter Friedländer Ignatius' Buch mit Caravaggios Malerei in Zusammenhang: In beiden geht es nicht nur um den Gegensatz von Licht und Dunkelheit, sondern um die Dynamik, den dramatischen Kampf beider.)

Auch diesem sinnlichen Dynamismus verdanken die *Exerzitien* ihre bis heute anhaltende Wirkung. Die Stelle mit den beiden Fahnen appelliert ausdrücklich an die Fantasie. Ignatius, der einstige Ritter und Soldat, ruft die Teilnehmer der Exerzitien dazu auf, sich die Orte vorzustellen, die Gegenden um Jerusalem beziehungsweise um Babylon, wo sich die Heere Christi und Luzifers zur Schlacht bereitmachen und dann aufeinandertreffen. Man erlebt nicht einfach den Sieg des Guten über das Böse, sondern wie beide untrennbar ineinander verschlungen sind, mal die eine Seite die Oberhand gewinnt, mal die andere siegreich zu sein scheint, wie beide Feldherren als Kriegsstrategen Teile ihrer Heere mal hierhin, mal dorthin schicken. Statt eines statischen Bildes erinnert das Ganze an das Aufeinandertreffen des

Perserkönigs Darius und Alexanders des Großen bei Issos auf Albrecht Altdorfers berühmtem Gemälde, das genau zum gleichen Zeitpunkt wie die *Exerzitien* in Bayern entstand (1529). Obwohl Altdorfer eine antike Szene verewigte, verweisen das Getümmel der irdischen Heere sowie die entsprechenden stürmischen Wolkenbewegungen am Himmel auf ein Drama, das das damalige Europa beschäftigte. Altdorfer malte sein Bild zwölf Jahre, nachdem Luther seine Thesen auf das Tor der Schlosskirche in Wittenberg geheftet hatte. Luther hatte anfangs nicht die Spaltung, sondern nur die Reform der Kirche im Sinn, wobei er dem Kampf, der Entschlossenheit, der individuellen Aktivität eine ebenso entscheidende Rolle beimaß wie Ignatius, der sich seinerseits die Reform der katholischen Kirche zum Ziel gesetzt hatte. Wie Luthers Thesen und die *Exerzitien* kündigt auch Altdorfers Gemälde von den geistigen Erschütterungen der katholischen Kirche. Luthers Thesen führten schließlich zur Spaltung der Institution Kirche. Ignatius stellte die Bedeutung der persönlichen Einstellung und der Verantwortung, die Frage des freien Willens in den Vordergrund und bereitete damit den Boden für eine Erneuerungsbewegung innerhalb der katholischen Kirche.

Sein Buch ist aber mehr, als dass man es als ein bloßes Dokument der Kirchenerneuerung lesen könnte. Ignatius erkannte in seiner persönlichen Krise die krisenhafte Lage der neuzeitlichen Kultur. Er wollte

das Christentum reformieren, sein Buch entfaltete aber auch deshalb eine so große Wirkung, weil das Menschenbild, das er darin entwarf, zwar im Einklang mit dem modernen Europäer stand, gleichzeitig aber auch auf die Schranken der Modernität aufmerksam machte. Dieser neue Mensch ist dynamisch und aktiv, da er modern ist, er bewegt sich immer souveräner im weltlichen Leben, hat ein immer umfassenderes Verständnis für die praktischen Dinge und neigt dazu, die ganze Natur zu unterjochen und sich als Herr der Schöpfung zu sehen. Wenn er aber die kosmischen Zusammenhänge außer Acht lässt, wenn er vergisst, dass sein eigenes Sein im Vergleich zur unermesslichen Größe des Universums (das man Gott zu nennen pflegt) verschwindend klein ist, dass sein Leben in einen größeren Zusammenhang eingebettet ist und er niemals Herr des Universums werden wird, da alles, was dem Leben vorausgeht und darauf folgt, unvergleichlich größer als er ist, und er es nicht nur nie wird erkennen, sondern auch nie wird beherrschen können – dann wird er von Krise zu Krise stolpern. Wie wir es auch heute ständig um uns herum sehen können.

Und was ist die Hauptursache für die Krise? Für Ignatius ist es die Vertauschung des Ziels mit dem Mittel, das zum Ziel führt. »Daher muß alles, was ich nur immer wähle, darauf gerichtet sein, daß es mir zum Ziele diene, zu welchem ich geschaffen bin; so daß ich nicht das Ziel dem Mittel unterordne und

gewaltsam unterstelle, sondern das Mittel dem Ziele.« Die Vertauschung beider ist charakteristisch für die Moderne, die deshalb auch als das Zeitalter des instrumentellen Verstandes bezeichnet wird. Die Ratio will alles beherrschen und vergisst dabei, dass ihre eigenen Grenzen nicht von der Ratio gesetzt werden, sondern von etwas, das man traditionell als »göttlich« bezeichnet, ohne es dabei auf eine bestimmte Konfession zu beschränken. In den Worten Georges Batailles: »Gott ist keine Grenze des Menschen, aber die Grenze des Menschen ist göttlich. Anders ausgedrückt: Im Erfahren seiner eigenen Grenzen wird der Mensch göttlich.«¹⁴ Etwas Ähnliches hatte auch Ignatius im Sinn, als er von der Vertauschung von Mittel und Ziel schrieb. Worin besteht das Mittel? Ignatius' Antwort lautet: im Anhäufen irdischer Güter, im Sicheinschließen in das weltliche Leben, das jenen als neuzeitliche Religion zu bezeichnenden Glauben zur Folge hat, dass man mit Verstand und Willen alles beherrschen könne. Und worin besteht das Ziel? »Gott dienen zu wollen«, sagt Ignatius. Mit anderen Worten: unsere Grenzen zu erfahren, einzusehen, wie verschwindend gering und beschränkt unser Dasein im Vergleich zur Allheit ist, die wir in ihrer Ganzheit nie werden erfassen können, und im Vergleich zu der das Leben eines Menschen sich nicht vom Dasein

14 Georges Bataille, *Le Coupable*, in: *Œuvres complètes*, Bd. 5, Paris 1973, S. 350.

eines Tieres, einer Pflanze oder auch eines leblosen Steinbrockens unterscheidet. Gott würde, so Ignatius, Gleiches bewirken »an den Himmeln, in den Elementen, in den Pflanzen, Früchten, Tieren usw., indem er ihnen das Sein gibt.« Die Erfahrung eines alles überragenden »Seins« ist das »Ziel«, das der Mensch erreichen muss. Den Weg dahin führen die *Exerzitien* vor Augen. Diesen Weg begehend wird man damit konfrontiert, dass man, wie auch immer man handeln mag, der Allheit stets unterworfen ist. Wie der große, ungarische Dichter Sándor Weöres in seinem Gedicht *Vom Ziele* schreibt: »Ich kämpfe: ich weiß nicht für wen / und ich weiß nicht gegen wen. / Ich muss mein Ziel nicht kennen, / denn mein Ziel kennt mich.«

Der Mensch hält sich für den Herrn der Schöpfung, und doch ist bereits dieser Gedanke eine Offenbarung seiner unendlichen Kleinheit. Für Ignatius lautet die entscheidende Frage, ob der Mensch gewillt ist, das einzusehen, oder nicht. Ob er sich dieser Einsicht verschließt, was ihn persönlich und mit ihm die ganze Kultur in eine Krise treiben wird? Oder ob er zur Einsicht fähig ist? Wodurch sich seine Lage innerhalb des Seins zwar nicht verändern wird, er sein knapp bemessenes Leben aber authentischer wird leben können.

Aus dem Ungarischen von Akos Doma

Erste Auflage dieser Ausgabe Berlin 2025
Copyright © 2025
MSB Matthes & Seitz Berlin
Verlagsgesellschaft mbH
Großbeerenstraße 57 A, 10965 Berlin, Deutschland
info@matthes-seitz-berlin.de

Eine Fassung dieses Buchs erschien erstmals 1980
bei Matthes & Seitz, München. Das Vorwort von
László F. Földényi wurde eigens für die vorliegende
Ausgabe verfasst und erscheint hier erstmals.

Alle Rechte vorbehalten,
insbesondere die Nutzung des Werks für
Text und Data Mining im Sinne von
§ 44b UrhG.

Umschlaggestaltung: Jennifer Kroftova, Berlin
Umschlagmotiv: Cyanotypie von Jennifer Kroftova
Satz und Layout: Monika Grucza-Nápoles, Cartagena
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck,
Deutschland
Printed in Germany
ISBN 978-3-7518-6504-3
www.matthes-seitz-berlin.de